

(Nachdruck verboten.)

11) Zoma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Branner

Und im Frühjahr sandte Ignat den Sohn mit zwei Getreidebarken an die Rama. Die Barken wurden von Gordjejews Dampftraktor „Der Fleißige“ im Schlepptau geführt, das Kommando darauf hatte Zomas alter Bekannter, der frühere Matrose Zesim, jetzt Zesim Klitsch; er war ein dreißigjähriger, vierschötiger Mensch mit Fuchsaugen, ein vernünftiger, bedächtiger und sehr strenger Kapitän.

Die Reise ging schnell und lustig, denn alle waren guter Laune. Zoma war stolz auf den ihm auferlegten ersten verantwortlichen Auftrag. Zesim freute sich über die Anwesenheit des jungen Herrn, der ihn nicht jeder Jahrlässigkeit wegen zur Rede stellte und ihn nicht mit derben Schimpfworten bedachte; die gute Laune der beiden Hauptpersonen auf dem Schiff verbreitete sich in senkrechten Strahlen auf die ganze Mannschaft. Das Schiff war von dem Ort, wo das Getreide aufgeladen wurde, im April abgefahren und befand sich schon Anfang Mai am Ort seiner Bestimmung, die Barken ankerten am Ufer, und das Schiff blieb daneben stehen. Zoma hatte den Auftrag, das Getreide möglichst schnell abzuliefern und nach Einkassierung des Geldes sich nach Perm zu begeben, wo ihn eine Ladung Eisen erwartete, die Ignat für den Jahrmarkt zu liefern hatte.

Die Barken standen einem großen Dorf gegenüber, das sich an zwei Berge vom Ufer entfernte Föhrenwaldungen anlehnte. Gleich am nächsten Tag nach der Ankunft erschien früh am Morgen eine große, lärmende Menge von Bauern und Bäuerinnen zu Fuß und zu Pferde am Ufer; schreiend und singend verstreuten sie sich über das Deck, und in einem Augenblick war die Arbeit im Gange.

Die Frauen stiegen in den Schiffsraum hinab und schütteten das Korn in Säcke, die Bauern hoben die Säcke auf die Schulter und liefen eilig über die Stege ans Land, vom Ufer zogen sich mit dem langersehnten Korn schwer beladene Fuhrn dem Dorfe zu. Die Bäuerinnen sangen Lieder, die Bauern scherzten und suchten lachend miteinander Händel anzufangen, die Matrosen, die sich als Hüter der Ordnung gebärdeten, schrien die Arbeiter an, die Bretter der Stege, die sich unter den Füßen einsetzten, schlugen auf dem Wasser schwer auf, am Ufer wieherten die Pferde, knarrten die Wagen und knirschte der Sand unter den Nädern.

Die Sonne war eben aufgegangen, die Luft war belebend frisch und ganz mit Föhrenduft getränkt; das ruhige Wasser des Flusses spiegelte den klaren Himmel wieder und murmelte freundlich, indem es an den Vorderseiten der Schiffe und an den Ankerketten zerfesselte. Der lustige, laute Arbeitslärm, die junge Schönheit der von der Sonne freudig beleuchteten Frühlingssnatur, das alles war voll frischer, gutmütiger, etwas grober Kraft, die Zomas Seele angenehm erregte und in ihm neue unbestimmte Empfindungen und Wünsche wachrief. Er saß unter dem Sonnendeck des Dampfsschiffes am Tisch und trank Tee mit Zesim und dem Empfänger des Getreides, dem Beamten des Sjemstwo,*) einem rothaarigen, kurz-sichtigen Herrn mit Brille. Der Beamte erzählte mit heiserer Stimme und nervös zuckenden Schultern davon, wie die Bauern hungerten; Zoma hörte aber unaufmerksam zu, er blickte bald auf die Arbeit und bald auf das andre Ufer, das einen hohen, gelben, sandigen Abhang bildete, an dessen Rand Fichten standen. Dort war es menschenleer und still. „Ich werde dorthin hinüberfahren“, dachte Zoma. Und an sein Ohr drang wie irgend woher aus der Ferne die unruhige, unangenehm scharfe Stimme des Beamten:

„Sie werden es nicht glauben — es haben sich schließlich schreckliche Dinge ereignet! Es geschah folgendes: In Odessa kam zu einem den besseren Kreisen angehörigen Mann ein Bauer und brachte seine sechzehnjährige Tochter mit. „Was willst Du?“ — „Ich habe da meine Tochter für Euer Wohlgeborn mitgebracht.“ — „Wozu?“ — „Ja, vielleicht nehmen Sie sie; Sie sind ja ein lediger Mann.“ — „Das heißt, wie? Wie meinst Du das?“ — „Ja, ich hab' sie

überall in der Stadt herumgeführt und wollte sie in Dienst geben, aber niemand nimmt sie; nehmen Sie sie wenigstens als Geliebte!“ — Verstehen Sie das? Er bietet seine Tochter an, begreifen Sie! seine Tochter als Geliebte! Der Teufel weiß, was das ist! Der andre war natürlich entkräftet, fiel über den Bauer her und schimpfte ihn aus. Der Bauer sagt ihm aber ganz vernünftig: „Euer Wohlgeborn! Was ist sie mir in dieser Zeit? Sie ist ganz überflüssig; ich hab' aber drei Knaben, die werden einmal Arbeiter, die muß ich erhalten; gebt mir zehn Rubel für das Mädchen, dann werd' ich mich und die Burschen in stand setzen.“ Was sagen Sie? Ja finde das einfach furchtbar.“

„Schön ist's nicht!“ seufzte Zesim. „Es heißt, Hunger ist niemand's Freund. Der Magen, sehen Sie, hat seine Geseze.“

In Zoma rief diese Erzählung ein ihm unverständliches, intensives, aufreizendes Interesse für das Schicksal des Mädchens hervor, und er fragte rasch den Beamten:

„Nun, und hat dieser Herr sie gekauft?“

„Natürlich nein!“ rief der Beamte vorwurfsvoll aus.

„Nun, was ist denn aus ihr geworden?“

„Es fanden sich gute Menschen, die sich ihrer annahmen.“

„So!“ sagte Zoma und erklärte plötzlich hart und zornig: „Ich hätte diesen Bauern so durchgebläut! Ich hätte ihm das ganze Gesicht zerquetscht!“ und er zeigte dem Beamten seine große, geballte Faust.

„Wofür denn?“ rief der Beamte unnatürlich laut aus und riß die Brille von der Nase. „Sie verstehen das Motiv nicht.“

„Ich versteh' schon!“ sagte Zoma und nickte eigensinnig mit dem Kopf.

„Was hätte er denn thun können? Es fiel ihm so ein.“

„Kann man denn einen Menschen verkaufen?“

„Ach! Ich gebe ja zu, daß es unmenschlich ist, das weiß ich.“

„Und noch dazu ein Mädchen! Ich hätte ihm die zehn Rubel gezeigt!“

Der Beamte ließ den Arm hoffnungslos sinken und schwieg. Seine Geste machte Zoma verlegen, er erhob sich, ging aus Geländer heran und blickte auf das Deck der Barke, das mit der fröhlich arbeitenden Menschenmenge gefüllt war. Der Lärm berauschte ihn, und das Unbestimmte, das in seiner Seele gärte, nahm die Form des mächtigen Wunsches an, selbst zu arbeiten, eine märchenhafte Kraft und riesenhafte Schultern zu haben, auf die er auf einmal hundert Säcke Roggen aufladen könnte, um alle in Ernteaunen zu setzen.

„Nührt Euch — schneller!“ rief er laut hinab. Ein paar Köpfe erhoben sich zu ihm, einige Gesichter strichen schnell vorüber, und eins davon, das Gesicht einer Frau mit schwarzen Augen, lächelte ihm freundlich und verlockend zu. Von diesem Lächeln flammte in seiner Brust etwas auf und ergoß sich in einer heißen Welle durch seine Adern. Er riß sich vom Geländer los und trat an den Tisch, wobei er fühlte, daß seine Wangen glühten.

„Hören Sie!“ wandte sich der Beamte an ihn. „Telegraphieren Sie Ihrem Vater, er möchte noch etwas Korn zum Ersatz der Lektage spenden! Sehen Sie, wieviel dabei verloren geht, und hier ist ja jedes Pfund teuer! Das muß man doch begreifen! Was Sie für einen Vater haben,“ schloß er mit einer scharfen Grimasse.

„Wieviel soll ich spenden?“ fragte Zoma wegwerfend und mit Bravour. „Wünschen Sie hundert Rubel? Oder zweihundert?“

„Ich . . . danke Ihnen!“ rief der Beamte verwirrt und freudig aus. „Wenn Sie das Recht haben.“

„Ich bin der Herr!“ sagte Zoma bestimmt. „Sie haben aber kein Recht, über den Vater so zu sprechen und Gesichter zu schneiden.“

„Verzeihen Sie! Und . . . ich zweifle nicht an Ihrer Vollmacht . . . ich danke Ihnen und Ihrem Vater aufrichtig im Namen aller dieser Menschen, im Namen des Volkes.“

Zesim blickte seinen jungen Herrn ängstlich an und schmalzte mit den vorgestrackten Lippen, während sein Herr die schnelle Rede des Beamten, der ihm fest die Hand drückte, mit stolzer Miene aufhörte.

*) Kreislandversammlung.

„Zweihundert Pud! Das ist russische Art, junger Mann! Ich werde den Bauern gleich die Mitteilung von Ihrem Geschenk machen. Sie werden sehen, wie dankbar, wie froh sie sein werden.“

Und er schrie laut hinunter:

„Kinder! Der Herr schenkt zweihundert Pud . . .“

„Dreihundert!“ unterbrach ihn Zoma.

„Dreihundert Pud . . . o! Dank! Dreihundert Pud Korn, Kinder!“

Der Effekt war aber schwach. Die Bauern hoben die Köpfe, senkten sie wieder schweigend und gingen an die Arbeit. Einige Stimmen sagten unschlüssig und wie gegen ihren Willen:

„Danke . . . Gott vergelte es Dir . . . Wir danken unterthänig . . .“

Und jemand rief lustig und verächtlich aus:

„Was ist denn das! Wenn man uns ein Gläschen Schnaps geben würde, das wäre eine rechte Gnade! Und das Getreide ist nicht für uns, es ist für das Sjemstwo . . .“

„Ach! Sie verstehen nicht!“ rief der Beamte verlegen aus. „Ich werde hingehen und es ihnen erklären.“

Und er verschwand. Doch Zoma interessierte das Verhalten der Bauern seinem Geschenk gegenüber nicht, er sah, daß die schwarzen Augen der rotwangigen Frau ihn so seltsam anblickten, und das war ihm angenehm. Sie dankten ihm, liebkosten und riefen ihn, und er sah nichts außer ihnen. Diese Frau war auf städtische Art gekleidet, sie trug Schuhe und eine Kattunjade, und ihr schwarzes Haar war mit einem seltsamen Tuch bedeckt. Groß und schlank, wie sie war, saß sie auf einem Holzhaufen, besserte Säcke aus, indem sie ihre bis zum Ellbogen entblößten Arme flink bewegte, und lächelte Zoma immer zu.

„Zoma Ignatjisch!“ hörte er die vorwurfsvolle Stimme Zesims. „Das war gar zu viel Bravour, — ja, wenn es fünfzig Pud wären! Aber so! Sieb acht, daß wir beide nicht mit unfrem Buckel dafür zahlen müssen!“

„Laß mich!“ sagte Zoma kurz.

„Was macht's mir? Ich kann ja auch schweigen, weil Du aber jung bist, und man mir gesagt hat, ich soll aufpassen, werde ich für ungenügende Aufsicht schon was auszukosten haben.“

„Ich werd's dem Vater sagen, schweig nur!“ sagte Zoma.

„Nun, Gott mit Dir, Du bist hier ja der Herr.“

„Laß also gut sein.“

„Ich sag's ja Deinetwegen, Zoma Ignatjewitsch, weil Du jung und unerfahren bist . . .“

„Laß mich in Ruh', Zesim!“

Zesim seufzte und schwieg. Und Zoma blickte auf die Frau und dachte:

„Wenn man mir so eine zum Kauf anbieten würde . . .“

Als Zoma jetzt die schwarzäugige Arbeiterin bewunderte, fühlte er deutlich einen brutalen Trieb zu ihr, und er schämte und fürchtete sich vor etwas. Zesim stand daneben und sagte zu ihm belehrend:

„Jetzt schauft Du auf das Frauenzimmer . . . und ich kann nicht schweigen . . . Du kennst sie nicht, da sie Dir aber jublingelt, kannst Du bei Deiner Jugend und bei Deinem Charakter so etwas anstellen, daß wir von hier zu Fuß längs des Ufers zurückkehren müssen . . . und es noch gut sein wird, wenn wir unsre Kleider am Leibe behalten . . .“

„Was willst Du?“ fragte Zoma, ganz rot vor Verlegenheit.

„Ich will nichts. Du mußt aber auf mich hören . . . Was die Weibergeschichten anbelangt, kann ich mit vollem Recht Dein Lehrer sein. Mit einem Frauenzimmer muß man sehr einfach umgehen — man giebt ihr eine Flasche Schnaps und etwas zu essen, dann zwei Maß Bier und zum Schluß zwanzig Kopelen bar. Für diesen Preis wird sie Dir ihre ganze Liebe geben.“

„Du lügst“, sagte Zoma leise.

„Ich lüge? Wie kann ich denn lügen, wenn ich diese ganze Politik vielleicht an die hundertmal durchgeführt habe? Also, überlaß es mir, mit ihr zu verhandeln . . . ja? Ich werde Dich mit ihr gleich bekannt machen . . .“

„Gut“, sagte Zoma und fühlte, daß er nur mit Mühe atmen konnte, und daß ihm etwas die Kehle zusammen schnürte.

„Nun, ich bringe sie also am Abend.“

Zesim lächelte Zoma beifällig ins Gesicht und ging.

Bis zum Abend ging Zoma wie in einem Nebel herum, ohne die ehrerbietigen und sich einschmeichelnden Blicke der Bauern zu beachten, die der Beamte abgerichtet hatte. Es war ihm bange, er fühlte sich vor jemand schuldig und antwortete allen, die sich an ihn wandten, demütig und freundlich, als entschuldigte er sich . . .

Abends gingen die Arbeiter teils fort, teils versammelten sie sich beim großen, hellen Feuer am Ufer und gingen daran, sich ihr Abendbrot zu bereiten. Bruchstücke von ihren Gesprächen schwammen in der Stille des Abends hin. Der Widerschein des Feuers fiel in roten und gelben Flecken auf das Wasser, sie zitterten auf dem ruhigen Wasser und auf den Fensterscheiben des Schiffsroofs, in dem Zoma saß. Er hatte sich in eine Ecke des mit Wachstuch überzogenen Divans verkrochen und wartete.

Auf dem Tisch vor ihm standen ein paar Flaschen mit Schnaps und Bier, und Teller mit Brot und einem Imbiß. Er hatte die Fenster verhängt und zündete kein Licht an; der schwache Schein des Scheiterhaufen, der durch die Vorhänge drang, legte sich auf den Tisch, die Flaschen, die Wand und zitterte, indem er bald heller, bald schwächer wurde. Auf dem Dampfschiff und den Barken war es still, nur von dem Ufer drangen undeutliche Laute der Gespräche herüber, und der Fluß plätscherte kaum hörbar am Bord des Schiffes. Zoma war es, als laure jemand neben ihm, horche und beobachte ihn heimlich. Jetzt geht jemand über den Steg zu den Barken . . . er geht eilig, mit schweren Schritten, die Bretter des Steges klatschen laut und zornig auf das Wasser . . . Zoma hört das dumpfe Lachen des Kapitäns und seine gesenkte Stimme. Zesim steht an der Thür des Roofs und spricht leise, aber eindringlich, als belehre er jemand . . . Zoma wollte plötzlich aufschreien:

„Es ist nicht nötig!“

Und er hatte sich schon vom Divan erhoben, doch in diesem Moment öffnete sich die Thür des Roofs, die Gestalt einer großen Frau erschien auf der Schwelle; sie schloß lautlos die Thür und sagte leise:

„Gott, wie dunkel es ist . . . ist hier jemand Lebendiger?“

„Ja.“ antwortete Zoma leise.

„Dann guten Tag.“

Und die Frau rückte vorsichtig vorwärts.

„Ich werde gleich . . . Licht anzünden . . .“ versprach Zoma mit versagender Stimme, ließ sich wieder auf den Divan sinken und verkroch sich in eine Ecke.

„Das macht nichts; wenn man sich gewöhnt, dann sieht man auch im Dunkeln alles.“

„Sehen Sie sich.“ sagte Zoma.

„Wollen wir uns sehen . . .“

Sie setzte sich zwei Schritte von ihm auf den Divan, Zoma sah das Glänzen ihrer Augen und das Lächeln auf ihren vollen Lippen. Ihm schien, daß sie anders als vorher lächelte — nicht lustig, sondern traurig. Dieses Lächeln flöhte ihm Mut ein, er atmete leichter beim Anblick dieser Augen, die sich plötzlich senkten, als sie seinen Augen begegneten. Doch er mußte nicht, wo von er mit dieser Frau sprechen sollte, und etwa zwei Minuten schwiegen sie beide, es war ein schweres, unangenehmes Schweigen . . . Sie sprach zuerst:

„Sie langweilen sich wohl allein?“

„Ja—a.“ erwiderte Zoma.

„Gefällt Ihnen unsre Gegend?“ fragte die Frau halblaut.

„Es ist schön . . . es ist viel Wald hier . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Badsilche.

Von Wladimir Kirjakow.

„Na, wie steht's denn mit Deinem Tagebuch, Olga? . . . Du wolltest Dir doch eins anlegen, hattest ja schon ein dickes Heft gekauft?“

„Ach nein, ich habe mir die Sache doch anders überlegt, Radja . . .“

„Und warum? . . . Es wäre doch sehr interessant gewesen . . .“

„Ja, aber es sprechen auch so manche Gründe dagegen . . . Erstens mal: wam soll ich schreiben? . . . Am Tage werden mich die Brüder stören . . . Und spät abends bin ich immer so schrecklich schläfrig . . . Dann: wohin mit dem Tagebuch? . . . Mein Schreibtisch hat keinen Schlüssel . . . Njuta Limonina hatte auch ein Tage-

buch geführt, in das sie all' ihre Gedanken und Gefühle hinein-
schrieb . . . Unter andern schimpfte sie auch mal ganz schrecklich auf
ihre Eltern . . . Na und eines schönen Tages fand ihre Mutter
das Tagebuch und nahm es ihr weg . . . Es gab eine schreckliche
Szene . . . ihre Mama in Thränen und solche Sachen . . . Ich
zerreißte mein Tagebuch lieber zu Papißnoten, dann brauch ich Papa
nicht immer um Kangleipapier zu bitten . . . Er wird jedesmal so
böse, wenn ich danach komme . . .

„Denk' Dir bloß mal, Marja, was mir gestern abends bei
Eufnosjows passiert ist!“

„Na, was denn, Marja? Ist Dir beim Abendbrot wieder eine
Gräte im Halse stecken geblieben, wie voriges Mal?“

„Nein, viel schlimmer! . . . Dimitri Wassiljewitsch hat mir eine
Liebeserklärung gemacht!“

„Wie kam denn das?“

„Das weiß ich eigentlich selbst nicht mehr! . . . Nach der
Mazurka gingen wir ins Kabinett, um auszurufen . . . Anßer uns
war keine Menschenseele im Zimmer . . . Und plötzlich begann er
mir eine Liebeserklärung zu machen . . .“

„Na und was thatest Du?“

„Ich fing natürlich an zu weinen! . . . Denk' doch bloß: Das
passierte mir ja zum erstenmal in meinem Leben!“ . . .

„Na und was that er?“

„Er erschrak heftig und entschuldigte sich, er habe nur ge-
späht . . .“

„Wie blaß Du bist, Sina! . . .“

„Ach, Jenny, ich bin verliebt! . . .“

„Um Gottes willen! . . . In wen denn?“

„In Victor Pawlowitsch . . .“

„Und wer ist dieser Victor Pawlowitsch?“

„Der Held des letzten Romans, welchen ich gelesen habe . . .
Gott, was für ein Mensch das ist! . . . Ich kann überhaupt keine
Nacht mehr schlafen . . . Immerfort muß ich an ihn denken . . .“

„Wie kann man bloß so dumm sein, Sina! . . . Sich in den
Helden eines Buches zu verlieben! . . .“

„Was ist dabei? . . . Dieser Victor Pawlowitsch ist doch sicher
nach irgend einem lebenden Menschen geschildert . . . Na und
vielleicht begegne ich dem einmal im Leben . . .“

„Nicht ausstehen kann ich diese Diners! . . .“

„Warum denn nicht, Sina?“

„Weil ich immer hungrig von Tisch aufstehe! . . . Sobald ein
Gericht aufgetragen wird, nippt mich Mama, welche natürlich stets
neben mir sitzt, ganz heimlich am Armel, ich soll nicht zu viel
essen . . . Schrecklich, wie ärgerlich das ist! . . . Ich muß mich
dann später am Rücken schadlos halten . . .“

„Ich habe gestern den ganzen Tag schrecklich viel gelacht . . .“

„Worüber denn?“

„Neben nichts . . . Nur so . . . einfach so . . . Gestern schien
die Sonne so schön . . . Und wenn die Sonne scheint, muß ich
vor Freude immer lachen . . . Dafür möchte ich bei Mondschein-
Abenden, besonders auf dem Lande, am liebsten immerfort
weinen . . .“

„Ach, wenn ich mich doch bald verloben könnte! . . .“

„Mit wem?“

„Ganz gleich mit wem . . . Nur Braut sein . . .“

„Merkwürdiger Wunsch!“

„Durchaus nicht . . . Ich esse schrecklich gerne Konfekt und
Bräutigams müssen ihren Vätern jeden Tag Konfekt mitbringen . .
Dann werde ich mich aber mal ordentlich daran satt essen! . . .
Und was ich nicht anfesse, verwahre ich mir bis nach der Hochzeit . .
Ich weiß, die Männer sind sehr veränderlich: nach der Hochzeit
bringen sie ihren Frauen niemals mehr Konfekt mit . . .“

„Aber Sonja, so jung und schon so blaßiert!“

„Das steht alles in den Romanen drin . . . Wir sind in der Leih-
bibliothek abonniert! . . .“

„Aber warum nimmst Du nicht die Medizin ein, welche Dir der
Doktor verschrieben hat?“

„Weil sie doch nichts hilft . . . Wozu soll ich denn das garstige
Zeng schlucken?“

„Und warum bist Du so fest überzeugt, daß die Medizin nichts
helfen wird?“

„Weil der Doktor meine Krankheit nicht verstanden hat und auch
nicht verstehen konnte.“

„Wie kommst Du darauf?“

„Weil ich seine Fragen nicht richtig beantwortet habe . . .“

„Und warum nicht?“

„Weil ich mich schämte . . . Er that so . . . so unaufrichtige
Fragen, daß ich ihm um alles in der Welt nicht die Wahrheit hätte
sagen können . . .“

„Ja, aber warum bist Du denn überhaupt zum Doktor ge-
gangen?“

„Um Mama nicht zu betrüben . . .“

„Es ist Ihnen wohl sehr unangenehm, Wladimir Iwanowitsch,
daß Sie mich nach Hause begleiten müssen? . . .“

„Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein . . .“
„Ach bitte, keine Höflichkeitssphrasen . . . Mir ist es ja selbst
schrecklich unangenehm, Sie bemühen zu müssen . . . Aber was ist
da zu machen? . . .“ Es ist doch mal so gang und gäbe, daß eine
Dame unter allen Umständen nachts nach Hause gebracht werden
muß . . . Aber damit Sie dieser lästigen Verpflichtung schneller ledig
sind, schlage ich vor, wir nehmen eine Droschke . . .“

„Mit Vergnügen!“

„Jedoch nur unter der Bedingung, daß wir die Droschke zu
gleichen Teilen bezahlen . . . Ich wünsche weder, Ihnen verpflichtet
zu sein . . . noch Sie meinetwegen in Unkosten zu stürzen . . . Hier
sind fünfzehn Kopelen . . . Aber nehmen Sie bitte eine geschlossene
Droschke . . . und noch eine Bedingung: in der Droschke dürfen Sie
mich nicht um die Taille fassen! . . .“

Kleines Feuilleton.

k. Wie Franz Schubert komponierte. Die Art, wie Schubert
seine Lieder entwarf, schildert ein Abschnitt in der neuesten Biographie,
die Richard Heuberger soeben hat erscheinen lassen. (Franz Schubert,
Berlin, „Harmonie.“) Schon im Jahre 1813, als der Komponist
sechzehn Jahre alt war, stand sein Arbeitssystem, das auf schrift-
weises Ausmerzen aller Unvollkommenheiten gerichtet war, fest. Nach
dem ersten Entwurfe, den er fast immer ganz und in allen Einzel-
heiten zu Ende führte, pflegte er dasselbe Stück, und zwar meistens
gleich wieder vorzunehmen und alle etwaigen Mängel der ersten
Fassung zu beseitigen. Manchmal genügte ihm auch diese Form noch
nicht, und er schrieb dasselbe Stück ein drittes, ein viertes Mal. Zwei
seiner berühmtesten Lieder, „Der Erlkönig“ und die „Forelle“, existieren
in vier von einander abweichenden, immer vollendeteren Lesarten.
Schubert schrieb die Melodie und die für die harmonische und
thematische Gestaltung der Begleitung wichtigsten Stellen mit größter
Schnelligkeit in ein paar Minuten hin, und schritt sodann gleich an
die Ausarbeitung, so daß das Ganze in einem Zuge angefangen und
vollendet wurde. An seinen Skizzen ist zu sehen, daß er im Momente
des Schaffens und Schreibens — dies war eins bei ihm — zugleich
verschiedene Versionen überdachte, verglich, beurteilte und die beste
derselben schließlich beibehielt. Diese Gleichzeitigkeit von Inspiration
und Schreibarbeit war bei Schubert wesentlich. Man besitzt keine
Nachricht darüber, daß Schubert je — gleich Beethoven — sich
im Freien, auf Spaziergängen Notizen gemacht hätte; auch hat er wahr-
scheinlich nie ein Skizzenbuch gehabt. Selbst für
seine größten Werke scheint er keine Pläne von langer Hand vor-
bereitet zu haben. Aus dieser Art des Schaffens ist die Sorgfalt,
Gleichmäßigkeit und Genauigkeit von Schuberts flüssiger, von jeder
Bedauerliche freien Schrift erklärlich. Unter den zahllosen vor-
handenen, zusammen nach tausenden von Seiten zählenden Auto-
graphen von Schubert sucht man fast ganz vergebens nach einer
zweifelhaften Note oder nach einem Schreibfehler.

Von der Produktivität Schuberts kann man sich einen Begriff
machen, wenn man aus den den Liedern beigelegten Kompositions-
daten erfährt, daß der Meister z. B. am 15. Oktober 1815 acht
Lieder, vier Tage später, am 19. Oktober, deren sieben schrieb. Bei
dieser massenhaften Produktion ist dennoch keine Spur von
Flüchtigkeit oder gar Oberflächlichkeit zu bemerken; Schubert ist
immer mit ganzer Seele, mit glühendem Eifer an Werke. Das
einzigste, was hier und da auf die Gleichzeitigkeit der Entstehung hin-
weist, sind ähnliche Tonfälle in der Melodie, ähnliche Rhythmen in
der Oberstimme, ähnliche Begleitungsformen und die Gleichheit der
Tonart. Nach einem Worte Schumanns hätte Schubert, dieser
„fleißigste Künstler“, dieser „Musikmensch der neuesten Zeit vor allem“,
„nach und nach wohl die ganze deutsche Litteratur in Musik ge-
setzt“. Man meinte eine Zeitlang, er habe ziemlich wahllos zu-
gegriffen und, von seinem Genie gedrängt, die Verse genommen,
wo und wie sie sich ihm darboten. Das ist durchaus nicht richtig.
Schubert suchte sich seine Gedichte mit feinstem Geschmack
aus, ließ aus ästhetischen Gründen hier und dort Strophen weg,
milderte oder verstärkte einzelne Ausdrücke und brachte, wo er in
Versen oder Reimen geändert hatte, mit geschickter Hand wieder die
sprachliche Form ins Reine. Im ganzen hat er Gedichte von
85 Dichtern komponiert, und die Zahl der Lieder, die auf jeden der-
selben entfallen, zeigen deutlich genug, ein wie tiefes Verständnis er
für den Wert litterarischer Produkte besaß. Goethe ist mit 72,
Schiller mit 46, Wilt. Müller mit 44, Matthißen mit 28, Höpfl
mit 23, Rosgarten mit 22, Körner mit 13, Claudius mit 12, Ossian
mit 9, G. Heine — der eben erst auf dem Plan erschien — mit 6 Ge-
dichten vertreten. Von den ihm persönlich nahestehenden Dichtern
hat Schubert nur Meyerhofer bevorzugt. —

— **Die Mumien im Bremer Bleikeller.** Zu der durch die
Blätter gegangenen und auch von uns gebrachten Notiz „Im
Bremer Bleikeller“ wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Die
in dem sogenannten Bremer Bleikeller aufbewahrten mumifizierten
Leichen verdanken ihre Konservierung nicht einer besonderen Eigen-
tümlichkeit dieses Kellers, sondern die Leichen sind künstlich
konserviert, einbalsamiert. Die in dieser wie in andern ähn-
lichen Krypten (z. B. in Bonn) beigelegten Leichen wurden von
Kapuziner-Mönchen nach einer noch jetzt bekannten Methode ein-
balsamiert, welche wohl ursprünglich von den Ägyptern stammt und
später durch arabische Aerzte auf die Kapuziner-Mönche überkommen

ist. Letzteren liegt, wie man weiß, in den katholischen Ländern die Behandlung der Leichen ob und in der Crypta dei Cappuccini in Palermo, woselbst viele Tausende menschlicher Leichen in vorzüglich konserviertem Zustande aufgestellt sind und woselbst noch bis zum Jahre 1881 diese Art der Einbalsamierung der Verstorbenen allgemein üblich war, kann man ebenso alte und in gleicher Weise wie im Bremer Meißler konservierte Leichen sehen. Die neuerdings in dem Bremer Keller aufgehängten kleineren Tierkörper (Hühner, Stagen, Hasen) kann man in gleicher Weise in jedem trocknen, luftigen Raume lufttrocknen und mumifizieren lassen. Uebrigens faulen zersehbare, nicht sterile Stoffe, z. B. Blut, Fruchtsäfte usw. im Bremer Meißler ebenso wie an andren Plätzen. —

Hygienisches.

— Das Waschen im Kindesalter. Von größter Wichtigkeit sind beim kleinen Kinde die täglichen Waschungen resp. Bäder; dadurch wird nicht nur die Reinigung des zarten Leibes erreicht, sondern auch die Hauttätigkeit wird dadurch angeregt und für die Offenhaltung der Schweißdrüsen gesorgt, so daß denselben alsdann ermöglicht ist, die Ausdünstung der der Gesundheit schädlichen Stoffe aus dem Körper zu bewirken. Ferner wird infolgedessen eine regere und gleichmäßigere Blut- und Lymphcirculation erzielt, wodurch eine bessere Ernährung der Knochen, Muskeln, Sehnen und Nerven stattfindet. Es ist stets eine genaue Messung der Temperatur des Wassers, welches zum warmen Waschen der Kinder benützt wird, mit dem Thermometer vorzunehmen, welches nur durch ein längeres Hineinhalten, aber nicht durch schnelles Hineintauchen des Thermometers geschehen kann. Die Gewohnheit, welche manche Mütter haben, durch Hineinhalten des Ellbogens ins Wasser die Wärme desselben messen zu wollen, ist sehr trügerisch, weil einem warmen Arm das Wasser kälter vorkommt, hingegen einem kalten Arm daselbe Wasser wärmer vorkommt, wie es wirklich ist. Durch die Anwendung des warmen Wassers werden die Talgpartikelchen, welche in der Haut liegen und die Hautporen verstopfen, aufgelöst; die Haargefäße, diese kleinsten und feinsten Aderchen, welche unter der ganzen Hautoberfläche liegen, werden alsdann mit Blut gefüllt und durch die geöffneten Hautporen hat die Luft dadurch alsdann einen sehr bequemen Weg, nur in die Hautschicht einzudringen; jedoch findet bei täglicher Anwendung von warmem Wasser zu Waschungen oder Bädern eine Erschlaffung der Haut statt, so daß die Schließung der Poren nicht mehr in der Weise stattfindet, wie es sein muß; ebenfalls wird dadurch die Verwechslung der Haut hervorgerufen und die Erlästungsgefahr vergrößert. Um dem aber vorzubeugen, soll nach jeder Anwendung von warmem Wasser eine kurze Abwaschung von kaltem Wasser folgen. Es findet durch das kalte Wasser die Schließung der Hautporen, sowie das Herausdrängen des Blutes aus den Haargefäßen statt, jedoch kehrt dasselbe sofort in größerer Menge dahin zurück, dehnt und weitet die kleinen Aderchen aus, so daß alsdann die Hautschicht strogend voll Blut wird und in der schönsten, rosigen Farbe erscheint, was sich durch ein ganz bedeutend höheres Wärmegefühl kund giebt.

Um also einer Verwechslung und Erschlaffung der Haut und der Haargefäße, welche letztere dann nicht mehr im stande sind, die Blutkörperchen, welche zur Erwärmung der Hautoberfläche nötig sind, aufzunehmen, was sich durch die blasser Farbe der Haut bemerkbar macht, vorzubeugen, sollten warme Waschungen oder Bäder zur Reinigung des Körpers nur ein- bis zweimal benützt werden, denen alsdann, wie schon bemerkt, leichte kalte Abwaschungen folgen müssen. Zu täglichen Waschungen müssen stets kältere Wassertemperaturen benützt werden. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Anwendung der kälteren Abwaschungen schon bald nach der Geburt geschieht; jedoch ist es streng zu beachten, daß keine Kaltwasserkur stattfinden soll, sondern nur allmählich mit der Vermehrung des kälteren Wassers vorzugehen ist. Hauptächlich handelt es sich darum, daß die Körperkonstitution des Kindes beachtet werden muß, denn jedes allzu schnell oder allzuviel bringt Schaden; lieber ein bißchen vorsichtig ist der richtige Grundiaz, was nur dadurch zu erreichen ist, daß alle 6 bis 8 Tage die Wärme des Wassers um ein Grad reduziert wird, bis zu dem niedrigsten Standpunkt der Wasserwärme von ungefähr 16 Grad. —

(„Kleines Journal für Hygiene.“)

Aus dem Tierreiche.

ss. Das kleinste Wirbeltier der Erde. Jede Tierklasse nimmt in ihrer Vorstellung einen Begriff ein, der an gewisse Eigenschaften gebunden ist. Zu diesen Eigenschaften gehört selbstverständlich auch die Körpergröße. Wir wissen sehr wohl, daß es große, sogar riesenhafte Fische giebt und daneben auch kleine, und denken dabei vielleicht einerseits an Haie, Rochen und Delfine, andererseits an Makrelen, Stinte und Stichlinge. Wenn man aber jemandem ein Tierlein von 1 Centimeter Länge in die Hand geben und ihm sagen würde, das wäre ein ausgewachsener Fisch, so würde dieser Jemand doch wohl eine erstaunte Miene dazu machen. Und doch giebt es solche Fische, und sie sind nicht einmal erst jetzt gestern oder ehedem bekannt. Die sehr forsjältige Untersuchung der im Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika lebenden Fische hat sogar mehrere Arten solcher Wesen kennen gelehrt. Eine davon lebt im südöstlichen Landesteil von Südcarolina bis Florida und erreicht eine mittlere Länge von 25 Millimeter in den Weibchen, und 18—19 Millimeter in den Männchen.

Ein anderer nur in Florida vorkommender Fisch der Gattung Lucania wird wahrscheinlich in keinem Fall länger als 1 Zoll; allerdings sind von ihm bisher überhaupt nur wenige Exemplare gefunden worden, die zwischen 20 und 22 Millimeter maßen, wobei die Schwanzflosse noch nicht einmal eingerechnet war. Das Männchen einer andren Zwergart aus der Familie der Zahnkarpfen, Gambusia affinis, erreicht zuweilen eine Länge von 12 1/2 Millimeter, obgleich die Weibchen bis zu 50 Millimeter groß sind. Auch aus der Barschfamilie giebt es in Amerika einen winzigen Fisch. Der kleinste bisher bekannte Fisch war der an den Inselgestaden im Mexikanischen Meerbusen gefangene Lanzettfisch von etwa 19 Millimeter Länge. Numecht teilt die staatliche Fischerei-Kommission der Zeitschrift „Science“ mit, daß sie aus den Philippinen die Nachricht von der Entdeckung einer Fischart erhalten habe, die ganz sicher nicht nur den kleinsten Fisch, sondern überhaupt das kleinste Wirbeltier der Erde darstellt. Die Größe ihrer Vertreter erreicht im Höchstsalle nur das Mindestmaß der eben genannten Arten, bleibt aber meist beträchtlich darunter. Die Fische wurden gefunden in dem Buh-See im südlichen Teil der Insel Manila. Nach seiner körperlichen Beschaffenheit gehört dieses Zwergwesen zu der über die ganze Welt verbreiteten Fischfamilie der Grundeln, besitzt aber so viele besondere Eigenschaften, daß es zu einer neuen Gattung erhoben werden muß. Für deren Benennung ist der Ausdruck *Mistikichys* vorgeschlagen worden, der als griechische Bezeichnung für den Begriff „kleinster Fisch“ gebildet ist. Das Fischlein ist lebend fast ganz durchsichtig und trägt nur wenige schwarze Zeichnungen auf dem Körper. Wahrscheinlich bringt es seine Jungen lebend zur Welt, wie es auch bei andren Zwergfischen der Fall ist. Die Weibchen sind wiederum etwas größer als die Männchen und messen 12—15 Millimeter, die Männchen sind nur 10—13 Millimeter groß. Es ist wunderbar genug, daß dieses winzige Geschöpf trotzdem ein Nahrungsmittel von beträchtlicher Bedeutung darstellt, das von den Eingeborenen jenes Insellandes sehr geschätzt wird. Reis und Fische bilden überhaupt die wesentlichste Nahrung der meisten Philippinos, die in manchen Provinzen sogar ausschließlich davon leben. Jene Zwergfische werden mit großen dichtgewebten Tüchern gefangen und in dichtgedichtene Körbe gefhan, aus denen das Wasser bald abläuft, worauf eine dicke Masse von Fischen zurückbleibt, die dann auf Bambulättern in der Sonne getrocknet werden. Diese Speise ist von den Eingeborenen so begehrt, daß die laudenden Fische bereits von einer großen Menge von Leuten empfangen werden, die etwas von dem Fang für ein paar Kupfermünzen oder für etwas Reis eintauschen wollen. Gelocht werden die Fische mit Pfeffer und andren Gewürzen und sollen nicht schlecht schmecken. —

Humoristisches.

— Im Zweifel. Schriftsteller: „Drei Wige hab' ich mir ausgedacht — jetzt weiß ich nicht, soll ich ein Lustspiel draus machen oder ein Wigblatt gründen?“ —

— Gemüts mensch. A.: „Was schleppen Sie denn da? Zwei Melonen?“ —

B.: „Ja, meine Schwiegermutter sagte: Für Melonen läßt sie ihr halbes Leben, na und da habe ich gleich zwei gekauft.“ —

— Ein klassischer Musikfreund. „Nennen Sie die Meisterfinger von Nürnberg?“ —

„Die Stettiner und die Leipziger kenne ich von früher — aber jetzt bin ich seit langen Jahren in Leipzig Varietés gekommen.“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— „Soiré“, ein Einakter von Richard Wilde, wird in der ersten Hälfte des Februar im Alexanderplatz-Brettel aufgeführt werden. —

— Hermann Wahrs Komödie „Der Herr Hofrat“ („Der Crampus“) fand bei seiner Aufführung im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg eine geteilte Aufnahme. —

— Johann Strauß' Operette „Wiener Blut“ gelangt am Freitag zum ersten Mal im Theater des Westens zur Aufführung. —

— Die Große Berliner Kunstausstellung 1902 wird am 3. Mai eröffnet werden und bis zum 28. September dauern. Die Einsendung der Werke muß zwischen dem 15. März und 3. April erfolgen. —

— Eine Nekropolis mit interessanten Grabreliefs aus der griechischen Epoche wurde in der Nähe von Taormina (Sizilien) entdeckt. —

t. Ein riesiges Rebeihorn ist soeben im St. Lorenz Golf errichtet worden. Es besitzt 12 Fuß Länge und an der Mündung einen Durchmesser von 4 Fuß. Der Ton wird durch Preßluft hervorgerufen und zwar in zwei verschiedenen Arten, als ein schriller Schrei und als ein tiefes, dumpfes Heulen, die in bestimmten Zeitabständen einander folgen. Der ganze Betrieb vollzieht sich automatisch durch ein Uhrwerk. Bei günstiger Bitterung kann das Horn auf eine Entfernung von 12 bis 15 englischen Meilen gehört werden. —